

Sieben kehren heim [Fortsetzung]

Autor(en): **Renaud, Jeanne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 31

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648099>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SIEBEN KEHREN HEIM

JEANNE RENAUD

13. Fortsetzung

Hatte er irgendwelche Anhaltspunkte für diese Annahme, ausgenommen seine Eitelkeit? Nein. Aber musste sich eine junge Frau wie Sybil nicht oft allein und verlassen fühlen, brauchte sie nicht zuweilen einen Menschen, mit dem sie sich verstand und mit dem sie sich auszusprechen vermochte?

Plötzlich überlief es ihn heiss! Wer sagte ihm, dass sie nicht jemanden habe? Sybil war schön, jung, klug, oh, er wusste nur zu gut, wie anziehend sie war!

Den Maler packte wilde Eifersucht. So sehr er auch auf sich selbst schalt, es nützte nichts, es gelang ihm nicht, klar und vernünftig zu denken, sobald er sich vorstellte, Sybil könne einen anderen Mann ihm vorziehen. Er fand sich selbst lächerlich und versuchte gegen seine Empfindungen anzukämpfen. Er sagte sich, dass sein Zustand ihm jetzt, wenige Wochen vor der Ausstellung und während er noch mit der letzten Fertigstellung der Bilder beschäftigt war, schaden müsse. Nichts half. Immer wieder griff er zum Hörer und rief Sybil an, obgleich er sich seines Mangels an Stolz heftig schämte.

Endlich, als er sah, dass es so unmöglich weitergehen könne, beschloss er, gewaltsam, eine Aussprache mit Sybil herbeizuführen. Eine klare Antwort, die seine Hoffnung zerschlagen würde, war immer noch besser, als dieser Zustand quälender Ungewissheit.

So erwartete er Sybil eines Nachmittages ungeduldig vor ihrem Büro. Der Tag war regnerisch. Von den Bäumen, die den Strassenrand säumten, hatte der Wind schon hier und da Blätter heruntergeweht. Obgleich es erst Ende September war, machte die Stadt bei dem trüben Wetter bereits einen herbstlichen Eindruck.

Als Sybil die schwere Haustür öffnete, erkannte sie sogleich Ullmann, der draussen auf und ab ging, in seinem hellen Regenschirm, den Kragen hochgeschlagen. Ihr Herz begann rasend zu klopfen und das Blut schoss ihr ins Gesicht. Sie nestelte umständlich an ihrem Regenschirm, um Zeit zu gewinnen. So trat sie dem Maler äusserlich ziemlich unbefangen entgegen.

Auch Ullmann hatte sich erst sammeln müssen und so brachte er ziemlich ungeschickt heraus, ob er sie kurz sprechen dürfe, er möchte etwas mit ihr bereden. Er schlage vor, bei ihm Tee zu trinken, denn er sei völlig durchnässt.

Sybil sagte zu, während ihr Herz immer noch im Halse klopfte. So ging sie schweigend durch den Regen, er machte sie zuweilen durch eine Handbewegung auf allzu grosse Regenpfützen aufmerksam. Als sie das Haus betraten, in dem sich Ullmanns Atelier befand, sagte Sybil hastig:

«Ich muss um sechs Uhr zur Musikstunde. Sie ist verschoben worden.»

Es gab ihm einen Stich, denn er bemerkte, dass sie log.

Sie schalt in Gedanken sich selbst. «Ich benehme mich wie ein kleines Mädchen, das zum erstenmal den Geliebten besucht.»

Sie hätte lieber sterben mögen, als ihre Gefühle zu verraten.

Er betrachtete ihr Gesicht, als sie vor dem Spiegel ihre Kappe vom Haar zog und entdeckte einen trotzig Zug darauf. Warum war sie so fremd? Es gab nur eine Erklärung für dieses Benehmen!

Sybil bereitete wie immer den Tee, während er den Tisch deckte, und während dieser Zeit änderte Ullmann seinen Entschluss. Nein, er würde nicht mit Sybil sprechen. Es war sinnlos. Es war noch viel zu früh. Selbst auf die Gefahr hin, sie zu verlieren, musste er schweigen.

Als Sybil den Tee aufgegossen hatte, trat sie vor die Staffelei. Ein grosses Gemälde von Frau Alice Brunner war darauf! Ja, natürlich, sagte sich Sybil, während sie sich an den Teetisch setzte, ja natürlich, Frau Brunner! Aber der trotzig Zug auf ihrem Gesicht verstärkte sich.

Ullmann rührte erregt in seinem Tee. Sybil sah ihm zu und musste lächeln, obgleich sie so böse auf ihn war.

«Ich habe mir überlegt», begann er unvermittelt, «dass Sie ein Konzert geben sollten. Ein richtiges Konzert in einem grossen Saal, was meinen Sie dazu?»

Sybil bewegten recht widerstreitende Gefühle. Das war die Freude darüber, dass Ullmann sich ihrer Musik wegen Gedanken machte. Oh, wie gerne würde sie ein Konzert geben! Aber zugleich erfasste sie tiefe Enttäuschung darüber, dass Ullmann sie deswegen hergebeten hatte. Sie legte sich auch die Frage vor, was sie denn eigentlich gewollt habe. Was erwartete sie, dass er ihr sagen sollte?

Jetzt rührte auch sie aufgeregt in ihrer Tasse und am liebsten wäre sie auf und davon gelaufen.

«Ja, ein Konzert», sagte sie gedehnt und ohne ihn anzusehen. «Das wäre schön, aber ich glaube kaum, dass es möglich sein wird.»

Sie hatte nicht mit Ullmanns unverwundlichem Optimismus gerechnet.

«Ich kenne eine Menge Leute», meinte er, jetzt Feuer und Flamme für seinen Plan. «Ich werde mit ihnen sprechen. Durch die Vorbereitungen der Ausstellung und des Wettbewerbes bin ich mit wichtigen Persönlichkeiten der Stadt in Berührung gekommen. Ich werde mich darum bemühen, als wäre es mein Konzert.»

«Das ist sehr nett von Ihnen», sagte Sybil trocken.

«Vielleicht könnte man auch Frau Brunner interessieren? Das wäre, scheint mir,

eine gute Idee», fuhr er fort. «Sie hat tausenderlei Beziehungen und ist sehr hilfsbereit, wenn es sich um künstlerische Dinge handelt. Ausserdem ist sie eitel und prunkt gern mit neuen Errungenschaften. Sie gäben eine wundervolle Attraktion für eine ihrer Herbstgesellschaften ab, mit denen sie die Saison zu eröffnen liebt.»

«Ja», sagte Sybil, «ich mag aber durchaus keine Attraktion für Alice Brunner abgeben.»

In ihren graugrünen Augen war ein Funkeln, das er noch nie an ihr bemerkt hatte. Hatte er schon wieder irgend etwas falsch gemacht? Er blickte sie erstaunt an.

Dann fiel plötzlich eine Stille zwischen sie. Sie fühlten, dass irgend etwas aus ihrem Innern heraufstieg, das sie unsicher machte. Beide hatten aber nicht die Absicht, eine Stimmung aufkommen zu lassen, die sie nicht Herr ihrer selbst sein liess. Sybil hatte es plötzlich eilig.

«Ich muss jetzt gehen, es ist schon halb sechs Uhr», sagte sie und vergass vollkommen, dass der Weg bis zu ihrem Musiklehrer höchstens zehn Minuten betrug und Ullmann dies sehr wohl wissen musste.

Er erhob keinen Einspruch. Eine grosse Mutlosigkeit hatte ihn befallen. Noch nie

ZUR BUNDESFEIER

Gruss dir von Herzen, Vaterland,
zu deinem Ehrentage!
Fern sei uns heute Spiel und Tand,
auch schweige jede Klage;
nur tiefe, inn'ge Dankbarkeit,
sie soll uns heut erfüllen -
das erste Dankeswort gelt' heut
den Ahnen unsrer alten Zeit
und ihrem Freiheitswillen.

Zugleich soll unser Lob und Dank
hoch auf zum Himmel steigen,
zu dem, der ewig, ohne Wank
hinlenkt den Sternennreigen,
in dessen Namen wohlgemut
die alten Eidgenossen,
auf Gott vertrauend fest und gut,
einsetzend sich mit Herz und Blut,
den Ew'gen Bund beschlossen.

Ihr Freiheitsgeist und Gottes Gnad',
sie wussten zu bewahren
uns vor des Satans Freveltat
in all den Unheilsjahren...
So facht die Höhenfeuer an,
laast alle Glocken läuten,
dass uns ihr Ruf zum Dank ermahn' -
Ja, Dank dem Höchsten und dem Aho,
heut und durch alle Zeiten!

Emil Hügli

war ihm Sybil so fremd und kalt erschienen wie heute. Er brachte sie zur Tür, aber sie verabschiedeten sich höflich und beinahe kalt voneinander.

Ullmann begann sich mit wütendem Eifer in seine Arbeit zu stürzen. Er hoffte auf diese Weise seinen Kummer wegen Sybil zu vergessen oder doch zu mildern. Daneben bemühte er sich tatsächlich um Sybils Konzert. Er interessierte einige Leute dafür, lediglich mit Alice Brunner vermied er es vorläufig, über Sybil zu sprechen. Ein Teil seiner Bilder war fertig und von der Jury, die eine Auswahl der auszustellenden Arbeiten zu treffen hatte, günstig beurteilt worden. Für den Wettbewerb kamen nur zwei Bilder der ausgestellten in Betracht und Ullmann entschloss sich, Sybils Bild sowie eine Landschaft dafür zu bestimmen. Er bedauerte immer wieder, dass Honegger nicht zugegen sein konnte.

Auch vergrösserte sich seine Sorge um den Freund, von dem noch immer keine Nachricht eingetroffen war, immer mehr. Der Tod Ritters liess ihn oft befürchten, dass auch Honegger ein Unglück zugestossen sein könne, obgleich er sich sagte, dass sein

Freund als Journalist nicht denselben Gefahren ausgesetzt sei wie der Ingenieur.

Oftmals griff der Maler zum Telephon, um wenigstens Sybils warme Stimme wieder hören zu können. Jedesmal hielt ihn eine unerklärliche Scheu davor zurück.

14. Kapitel

In den ersten Tagen des Novembers besuchte Redaktor Höhne Ullmann.

«Nachricht von Honegger?»

Höhne hielt ein ziemlich umfangreiches Paket in die Höhe.

«Ausserdem wird er selbst in zirka vier Wochen hier sein.»

Ullmann zog den Redaktor ins Atelier.

«Wie geht es ihm?»

«Nun, nicht schlecht. Hier, ich lasse Ihnen das Tagebuch da. Er bat mich, es Ihnen zu geben. Er schickte mir auch einige Artikel. Vieles ist sehr brauchbar.»

Die beiden Männer sprachen noch über dies und das. Höhne besichtigte die für die Ausstellung bestimmten Bilder und versprach eine gute Kritik zu schreiben, da ihm die Arbeiten sehr gefielen.

«Eigentlich bin ich nicht zuständig für dieses Ressort», setzte er lachend hinzu,

«aber ich werde in diesem Falle die Sache selbst an die Hand nehmen.»

Beim Abschied gab der Redaktor Ullmann noch gute Ratschläge, wohin er sich wegen Sybils Konzert wenden könne.

Kaum hatte Ullmann die Tür hinter Höhne geschlossen, als er schon ungeduldig das Päckchen aufriss. Es enthielt ein Tagebuch in losen Blättern sowie einen kurzen Brief:

«Lieber Hans», schrieb Honegger. «Du findest alles Wissenswerte in beiliegenden Blättern. Bewahre sie gut, bis ich komme. Sie enthalten ein Stück meiner Lebensgeschichte, das schwerer wiegt als viele vergangene Jahre. Ich werde für einige Monate in die Heimat zurückkehren und in zirka einem Monat bei dir sein. Bis dahin immer dein Robert Honegger.»

Ullmann setzte sich mit den Blättern ans Atelierfenster und begann zu lesen.

«Köln, den 1945. Meine Fahrt hierher war eher ein Abenteuer als eine Reise im alltäglichen Sinne. Weite Strecken wanderte ich zu Fuss, andere fuhr ich in alliierten Camions oder auf Gefährten von Bauern. Nun, ich hatte auch nicht vorgehabt, eine Vergnügensreise zu unternehmen, sondern



Alphornbläser am Seebeggseeli im Simmental

ich wollte das unglücklichste Volk Europas in seiner Passion wiederfinden.

Was dieses Volk jetzt erdulden muss, ist keine Busse, kann nicht einfach durch das Wort büssen erklärt werden, dazu ist dieses Leiden zu furchtbar, zu unmenschlich.

Lass mich körperliche Leiden verschweigen, da die menschliche Sprache unfähig ist, sie in Worte zu fassen. Ich weiss nicht, ob ich dir jemals davon sprach, dass das furchtbarste Unglück, das einem Menschen zustossen kann, der Verlust seiner Seele ist. Hier aber ist ein ganzes Volk, das seine Seele verlor! Wie muss dieses Volk schon vor seinem endgültigen Zusammenbruch gelitten haben! Lass mich jetzt nicht von Hunger, der Kälte, den Krankheiten, dem Tode sprechen, sondern von der Hoffnungslosigkeit, der Verdammung in die seelischen Qualen der Hölle, die kein Dante schlimmer hätte erfinden können.

Dem deutschen Volk ist auferlegt worden, eine Schuld zu büssen, die unser aller Schuld ist. In einer Welt, die nichts anerkennt ausser der Gewalt, soll es dieser Gewalt abschwören. Es soll entsagen dem Hass, inmitten einer Welt des Hasses. Es soll die Rache verdammen, in einem Augenblick, in dem man an ihm selbst die furchtbarste Rache der Weltgeschichte übt.

Man tritt seinen Stolz, seinen Glauben, sein völkisches Gefühl täglich mit Füßen, um es dadurch zu lehren, diese Dinge bei anderen Völkern zu achten. Man stempelt es zu einer minderwertigen Rasse, um es zu lehren, die Rassentheorie zu verabscheuen.

Verstehst du, was ich meine, wenn ich sage, dieses Volk hat seine Seele verloren? Man sagt, dass der Deutsche zum Nihilismus neige. Wenn er es bisher nicht tat, so treibt man ihn jetzt dazu, den Nihilismus als Gott anzubeten!

Ich fragte mich immer wieder, was tut der Deutsche im Augenblick seines Niederganges? Er sucht! Er sucht seine Heimat, seine Angehörigen, seine Kultur, die Erde, auf der er lebte und die schwer ist vom Blut fremder Völker und von seinem eigenen. Er sucht seinen Glauben unter dem Schutt der Kirchen. Er sucht die Menschlichkeit in den hungrigen Augen seiner Kinder, oder in den Elendszügen der Vertriebenen aus dem Osten. Und er gräbt mit blossen Händen in den Trümmern seiner Städte, wie in den Ruinen seines Daseins.

Dazu gelte ihm ein einziger Schrei der ganzen Welt in den Ohren: «Du bist ein Verbrecher, Verbrecher, Verbrecher!»

Wenn wir einen Verbrecher von einem Gericht aburteilen lassen, dann legen wir ihm eine Strafe auf, die so oder so bemessen ist. Nach Verbüßung dieser Strafe aber bemühen wir uns, ihm den Weg ins Leben wieder zu ebnen. Wir zeigen ihm diesen Weg. Dem Deutschen misst man keine Strafe zu, man erklärt ihn für vogelfrei. Man lässt ihm keine Hoffnung, man zeigt ihm keinen Weg in die Zukunft. Kein Gott hätte eine solche Strafe über Millionen Menschen — Frauen und Kinder — zu verhängen gewagt! Aber wir Menschen wagen es!

Wir sind die Guten, Gerechten, Unfehlbaren und spielen uns als allerhöchste Rich-

ter auf. Wir begreifen nicht, dass diese unsere Annassung einmal mit dem ganzen Gewicht ihrer Schuld auf uns zurückfallen muss. Wenn ich diese, meine Zeilen überlese, so lächle ich im Gedanken daran, dass man mich wieder den «Wanderprediger» nennen wird. Ich fühle selbst, dass ich ein Prediger in der Wüste bin.

Mit welch guten Vorsätzen bin ich nach Deutschland gegangen! Ich wollte den Deutschen von der Demokratie sprechen, von der Toleranz der Menschlichkeit, der Achtung vor dem menschlichen Leben.

Aber wenn ich die Hoffnungslosigkeit in ihren Augen und den Ernst in den schmalen Gesichtern der Kinder sah, die niemals Kinder sein durften, dann verstummte ich, wandte mich ab und schämte mich, weil ich jetzt komme und predigen will — weil ich nicht früher gekommen bin.

Niemand wird leugnen wollen, dass Deutschland schwere Schuld zu büssen hat. Aber vergessen wir nicht, dass wir, die wir als Ankläger und Richter auftreten, uns mit-schuldig machten. Und sei es nur durch Lauheit, Feigheit, mangelndes Verantwortungsgefühl! Vergessen wir nie, dass Richter sein heisst: verantwortlich sein! Verantwortlich für alles, was jetzt geschieht!

Schon als ich die Schweiz verliess, sprach man dort davon, dass Deutschland seine Blutschuld nur mit Blut zu sühnen vermöge. Hier sprechen nicht nur die Deutschen davon, sondern auch die Sieger.

Wann wird die Welt endlich begreifen, dass Blut nicht durch Blut abgewaschen werden kann, sondern nur durch Tränen? Deutschland weint — es sind in diesem Lande seit Jahren so viele Tränen geflossen — sie fliessen immer noch. Mir scheint, als sollte alle Schuld der Menschheit davon abgewaschen sein.

Köln, den 1945

In meiner Heimat wird man mir vorwerfen, dass ich ein Deutschenfreund sei. Obgleich es gar nicht so abwegig wäre, wenn ich ein Freund des Landes wäre, das mir jahrelang eine zweite Heimat bedeutete — so ist es doch nur bedingt richtig.

Ich bin nämlich etwas ganz anderes — ein Menschenfreund! Ich habe nie gelernt, wirklich politisch — das heisst unmenschlich — zu denken. Ich bin ein schlechter Journalist, denn ich habe ein Herz. Dieses Herz neigt sich dem leidenden Menschen zu, ohne nach der Nationalität zu fragen. Und da ich jetzt hier, in Deutschland bin, und das Elend eines ganzen Volkes sehe, vermag mein Herz nicht zu schweigen.

Ich lebe in einem kleinen Hotel, das inmitten von Trümmern stehen blieb und von den Alliierten für ihre Bedürfnisse wieder in-standgesetzt worden ist. Die Verpflegung ist erstklassig, aber wenn ich an die Hungern-den denke, die ich in den Abfallkübeln der Hotelküche nach Essbarem suchen sehe, dann quellen mir die Bissen im Munde.

Ich bemerke, dass es auch einigen der Offiziere so geht. Andere sagen zu mir: «Sie müssen lernen, sich darüber hinwegzusetzen.» Ich antworte: «Nein, das kann ich nicht, denn ich bin kein Sieger, sondern nur ein

Schweizer — ein Mensch.» Darauf betretenes Schweigen in der Runde. —

Köln, den 1945

Heute zog ich aus meinem schönen Hotel aus und zu einem alten Freunde, dem Musik-lehrer F., der mit seiner Frau und einem Kind von vier Jahren in zwei Kellerlöchern haust. Im dritten wohne jetzt ich. Ich fühle mich hier tausendfach wohler als im Hotel und gehe nur noch zeitweilig dorthin zurück, um etwas zu essen für mich zu holen. Die Esswaren werden dann unter uns verteilt.

Das jüngste Kind ist gestorben — an Unterernährung, wie mir scheint. Das vier-jährige Mädchen hat ein altes Gesicht wie ein Weiblein und sieht einen mit Augen an, die auch einen Stein zu erschüttern vermöchten. F. hat jetzt keine Einnahmen. Er geht in den Strassen, und die Klänge seiner wundervollen Stradivari klingen schaurig in den Trümmern.

Ausser F. fand ich niemand meiner alten Freunde und Bekannten wieder. Viele sind tot, geflohen, evakuiert — man weiss es nicht.

Frau F. scheint krank zu sein, sie schweigt jedoch aber beharrlich darüber. Ihr Haar ist schon grau, und doch ist sie erst dreissig Jahre alt.

Wir schlafen auf den Luftschutzpritschen, die an den Wänden eingebaut sind. In der Mitte des Raumes befindet sich ein selbst-gemauerter Backsteinherd, aber wenn gekocht wird, ist alles voller Rauch. Lüften ist nur über die Kellertreppe möglich. Auch Licht ist oft keines vorhanden; wir haben eine Art Notbeleuchtung, die selten funktioniert.

An den Kellerwänden rinnt die Feuchtigkeit herab, da der Schutthaufen, der sich über uns befindet, und der früher einmal ein Haus war, schon ganz durchnässt ist. Ich gab von meiner Kleidung was ich entbehren konnte, trotzdem geht Frau F. in durch-löcherten Schuhen ihres Mannes, das Kind barfuss.

Strümpfe kennen sie schon seit langem nicht mehr. Sie besitzen eben nur das, was im Luftschutzgepäck enthalten war. Glück-licherweise haben wir ein paar Wolldecken, um uns des Nachts zuzudecken. Trotzdem macht sich das Rheuma bei mir wieder bemerkbar. Wir essen aus Blechnäpfen, aber mit silbernen Bestecken, die F's in einem im Keller abgestellten Koffer entdeckten. Auch ein Tischtuch war darin, auf dem das Kind jetzt schläft. Es sind neunzackige Kronen auf dem Besteck und zuweilen betrachte ich diese und denke über die Vergänglich-keit der menschlichen Werte nach. Wenn ich mich im Hotel sehen lasse, versteht nie-mand, warum ich so lebe. Noch weniger verstehen sie, wenn ich als Erklärung anführte:

«Oh, ich bin es gewöhnt, ich lebte im Gefängnis der Gestapo auch nicht anders!»

Ich nehme an, man hält mich für verrückt. Zuweilen glaube ich, man könnte mit dieser Annahme Recht haben. Dieses ganze Leben beginnt mich in einer Art anzuekeln, die nur eine Lösung zulässt.

(Fortsetzung folgt)